

DEEP



ANJA REUMSCHÜSSEL

CARLSEN

WORLD

Für Jonathan und Patrizia

## Prolog

*TripleM* ist eine Weltneuheit, wie sie noch nie da gewesen ist!

*TripleM* steht für Micro Muscular Movement, die realitätsnächste Gaming-Erfahrung aller Zeiten! Durch die *TripleM*-Brille nimmst du die virtuelle Welt wahr, als wärst du mittendrin. Feine Sensoren an Armen und Beinen übertragen kleinste Mikro-Muskelbewegungen ins Spiel – so läufst, rennst, springst und kämpfst du mit eigener Muskelkraft –, völlig ohne Gefahr im echten Leben.

Eine hoch entwickelte KI reagiert auf dein Spielverhalten und führt dich in immer neue Herausforderungen.

Unsere innovative Technologie bietet dir ein nie gekanntes immersives Spielerlebnis! Werde Teil unserer exklusiven Testcommunity und erhalte einen der ersten Zugänge zu *Deepworld*!

## Neu

Das neue Mädchen in der Klasse war komisch. Nicht lustig komisch, wie diese Katzen in Tiktok-Videos, die vom Sofa auf den Tisch springen, drüberschlittern und in eine Topfpflanze donnern.

Sondern seltsam komisch. Echt schräg.

Ihre Haare waren struppig und kurz, als hätte sie sie selber geschnitten. Sie trug nur Kapuzenpullis, die ihr zu groß waren. Sie hatte ständig ein winziges Plüschschaf in der Hand oder in der Hosentasche. Und sie interessierte sich für niemanden in der Klasse. Am wenigsten für mich.

Na ja, das war eigentlich gar nicht so seltsam. Für mich interessierte sich sowieso niemand, vor allem keine Mädchen. Allerdings saß das neue Mädchen direkt neben mir. Da störte es mich dann doch, dass sie nicht mit mir redete. Sie schaute nicht einmal zu mir. Sie starrte nur auf ihr Matheheft (oder Deutschheft oder Englisch, oder was wir gerade hatten) und kritzelte komische Figuren an den Rand. Wölfe mit monsterlangen Zähnen und uralte Opas mit Flügeln. Ich schielte manchmal zu ihr rüber, aber sofort deckte sie ihre Kritzeleien mit dem Arm zu. Als hätte sie Angst, ich wollte bei ihr abschreiben.

Total strange.

Am Morgen nach den Weihnachtsferien, als das Mädchen neu in unsere Klasse kam, sagte Frau Cornelius so etwas wie: »Das ist Ruby. Ruby, magst du dich mal kurz vorstellen?«, aber das neue Mädchen starrte bloß über uns hinweg, als wären wir gar nicht da. Da schickte Frau Cornelius Ruby einfach auf den Platz neben mir. Der war seit einigen Wochen frei, seit Wilhelm, mein bester Freund, weggezogen war, weil seine Mutter einen neuen Freund hatte. Sie und Wilhelms Vater waren nämlich geschieden. Und Wilhelms Mutter wollte jetzt also mit dem Neuen zusammenziehen, in einer anderen Stadt.

Wilhelm war mein bester Freund gewesen, schon seit der Grundschule. Wir hatten uns gleich gut verstanden. Weil er Wilhelm hieß, und sonst heißt kein Mensch so, jedenfalls nicht in der ersten Klasse. Nicht einmal die Lehrer heißen so. Und weil ich Gustav heiße, und das ist ein mindestens genauso beknackter Name wie Wilhelm.

Nun saß also Ruby neben mir, mit einem nicht ganz so beknackten Namen, aber einer ziemlich beknackten Frisur und einem beknackten, zu großen Kapuzenpulli. Und sie war absolut kein Ersatz für Wilhelm.

»Hey«, murmelte ich, als sie sich neben mich setzte.

»Jo«, sagte sie nur und rutschte so weit weg von mir wie möglich.

Kein Wilhelm mehr – und nun das. Wenn Ruby wenigstens eine wie Ariana gewesen wäre, mit langen dunkelbraunen Haaren, blauen Augen, Stupsnase und einem Lachen, bei dem mein Herz schneller klopfte und sich mein Mund plötz-

lich ganz ausgetrocknet anfühlte. Aber auch wenn ich Ruby noch nicht lachen gehört hatte, konnte ich wetten, dass sie nicht so lachte wie Ariana.

Nun saß also ich, der unscheinbarste Junge der Klasse, neben dem komischsten Mädchen der Klasse. Na danke!

Und Ariana wusste wahrscheinlich gar nicht, dass ich seit mehr als einem Jahr jeden Tag mit ihr im gleichen Klassenzimmer saß.

In der Pause stand Ruby allein unter der alten Eiche auf dem Schulhof. Das tat mir ein bisschen leid, aber ich schaute schnell weg und wieder zu Ariana hinüber, die mit zwei anderen Mädchen an einem der besten Plätze auf dem Schulhof saß. Nämlich auf einer Bank unter ein paar Bäumen. Sie quatschten und waren so cool.

Ich saß auf einem der Betonklötze, die zwar hässlich und unbequem waren, aber auf denen auch ein paar andere aus unserer Klasse saßen und ihr Pausenbrot (wie ich) oder eine Semmel vom Schulkiosk (die Glücklichen) futterten. So war ich nicht völlig allein wie so ein Loser, aber auch nicht direkt bei den anderen. Denn da gehörte ich nicht hin, weil mich ja niemand gefragt hatte, ob ich mich dazusetzen will.

»Eh, Gusti«, rief da plötzlich Luis zu mir rüber, »wie ist denn die Neue so?«

»Keine Ahnung«, antwortete ich so locker wie möglich. »Hab nicht mit ihr geredet.«

»Frag mal, warum sie Haare hat wie 'n Kerl«, meinte er noch und drehte sich dann wieder zu Max um.

Ich schielte noch einmal zu Ruby hinüber. Sie stand immer noch unter der Eiche, hatte sich jetzt an den rauen Stamm gelehnt, die Hände in den Hosentaschen, und starrte vor sich hin. Mit Wilhelm hatte ich immer drüben beim Klettergerüst rumgehungen. Ja, es gab auf unserem Schulhof wirklich ein Klettergerüst, ein altes, angerostetes Teil mit zwei Schaukeln. Das war noch aus der Zeit, als unsere Schule mit der ersten Klasse begann. Aber vor ein paar Jahren war die Grundschule in ein neues Gebäude umgezogen, mit einem riesigen Spielplatz mit einer Röhrenrutsche und Tunneln und einem Trampolin. Wir waren eigentlich zu alt für das Klettergerüst, aber Wilhelm und ich hatten trotzdem gern oben auf den Stangen gesessen und gequatscht.

Nachdem Wilhelm weggezogen war, hab ich dann eine Zeit lang auf den Stufen vor der Bibliothek gesessen. Und nie habe ich mir so sehr gewünscht, ein Handy zu haben. Denn was ist peinlicher, als allein in der Pause auf dem Schulhof zu hocken, wenn alle anderen zusammensitzen und quatschen und lachen? Wenn man dann wenigstens was auf dem Handy spielen könnte oder mit irgendwem Nachrichten schreiben, dann wäre das nicht ganz so peinlich. Dann würde es so aussehen, als säße man da mit Absicht ganz allein, weil man eben Wichtigeres auf dem Handy zu tun hat.

Andererseits sind an unserer Schule Handys verboten.

Ob Ruby wohl eins hatte? Ob sie sich jetzt wohl auch wünschte, dass sie es in der Hand halten und daraufstarren könnte, um nicht ganz so peinlich einsam auszusehen? Ob sie wohl eine Freundin – oder einen Freund? – an ihrer al-

ten Schule hatte, die sie vermisste? Warum sie wohl jetzt an unserer Schule war? Ob sie vielleicht froh war, wenn jemand mit ihr redete und sich neben ihr an den Baumstamm lehnte, damit sie nicht so allein war?

Ich hob wieder den Kopf und schaute zur alten Eiche hinüber. Aber Ruby stand nicht mehr dort.

Da war ich erleichtert.

## Ignoriert

Die letzten drei Schulstunden zogen sich quälend langsam hin, wie jeden Montag. Zwei Stunden Deutsch, eine Stunde Geschichte, die schlimmste Kombi überhaupt. Wen interessiert schon, was vor 2000 Jahren passiert ist? Oder wie man das Plusquamperfekt von »zu Tode langweilen« bildet?

Ruby kitzelte die ganze Zeit weiter in ihr Heft. Einmal rief Herr Dobeln, den wir alle nur den Dobermann nannten, sie überraschend auf und wollte wissen, warum Julius Cäsar und Pompeius sich in die Haare gekriegt hatten. Aber sie kitzelte einfach weiter und reagierte gar nicht. Schaute nicht auf, zuckte nicht einmal mit den Schultern, einfach gar nichts. Einige kicherten, der Dobermann fragte noch einmal lauter, sie ignorierte ihn weiter, und ich war kurz ein bisschen beeindruckt. Aber dann fragte der Dobermann mich, nur hatte ich gar keine Ahnung, weil mir Julius Cäsar einfach komplett egal ist, ich les ja nicht einmal *Asterix*. Und dann schnauzte er mich auch noch an, als ich sagte, ich weiß es nicht. Dabei hatte ich immerhin etwas gesagt und ihn nicht ignoriert. Ruby hatte er nicht angeschnauzt! Da war ich dann doch sauer auf sie.

»Danke auch!«, zischte ich sie an, als der Dobermann mich endlich in Ruhe ließ und weiter über römische Feldzüge laberte. Eigentlich hatte ich erwartet, dass Ruby mich auch ig-

norieren würde, aber sie antwortete sogar. »Gern geschehen«, flüsterte sie.

»Blöde Kuh«, flüsterte ich zurück. Das war nicht besonders geistreich, aber sie nervte mich total, dabei saß sie erst seit heute Morgen neben mir.

Und ich vermisste Wilhelm.

Dann schrillte endlich die Schulglocke zum letzten Mal an diesem Tag und erlöste uns. Normalerweise hätte ich Hefte und Federmäppchen schon zehn Minuten vor Schulschluss in meinen Ranzen gestopft, um dann beim Schrillen der Glocke aufzuspringen, den Ranzen zu schnappen und rauszustürmen, bloß weg aus diesem miefigen Gebäude. Aber der Dobermann ließ die ganze Klasse zehn Minuten nachsitzen, wenn irgendwer sein Zeug früher einpackte. Das wussten wir aus Erfahrung.

Kaum klingelte es, da schabten sofort metallene Stuhlbeine über den Linoleumboden, knallten Bücher in Rucksäcke, raschelten Regenjacken über Arme und Rücken, und wir waren frei. Ich rannte als einer der Ersten nach draußen und ließ Ruby an unserem Tisch zurück. Ich glaube, sie hatte noch gar nicht angefangen, ihr Zeug einzupacken.

Vor unserem Haus angekommen, tropfte mir der Regen von der Kapuze auf die Hand und den Haustürschlüssel. Mir war so kalt und meine Hand zitterte so sehr, dass ich das Schlüsselloch erst gar nicht traf. Als ich in unserer Wohnung im vierten Stock ankam, ließ ich meinen Ranzen im Flur fallen, schälte mich aus der nassen Jacke und ging in die Küche.

Hier war es schön warm. Wenn meine Mutter Spätschicht

hatte, musste ich die Nachmittage immer allein verbringen. Dann drehte sie die Heizung voll auf, bevor sie zur Arbeit ging, und stellte eine Tasse mit Kakao darauf. Der war dann noch ein bisschen warm, wenn ich nach Hause kam. Fast so, als hätte sie ihn gerade frisch für mich gemacht.

Auf dem Küchentisch lag ein vollgeschriebener Zettel. Der gehörte zu meinen Alleine-Nachmittagen wie der Kakao auf der Heizung. Darauf stand: *Gustav-Schatz, ich hab dir Pizza gemacht, du musst nur den Ofen auf 180 Grad stellen. Pass auf, dass sie nicht verbrennt, und lass sie dir schmecken. Mach deine Hausaufgaben! Hab dich lieb. Bis später, Mama.*

Meine Mama schrieb mir immer halbe Romane. Ich hob all diese kleinen Briefe in einem Karton unter meinem Bett auf. Sie zu lesen, war fast so, als wäre meine Mama zu Hause und hätte auf mich gewartet.

Ich stellte den Drehschalter des Ofens auf 180 und ging erst mal aufs Klo. Dann schaltete ich den Fernseher an und zappte durch die Programme, bis es in der ganzen Wohnung lecker nach Pizza duftete und ich aufsprang, um sie aus dem Ofen zu holen. Meine Mutter mochte es nicht, wenn ich fernsah. Sie sagte immer, da läuft nur Schrott. Aber Netflix oder Prime oder so wollte sie nicht abonnieren, weil ich dann zu viel vor dem Bildschirm sitzen würde und es zu teuer war. Also hatten wir nur normales Fernsehen. Ich heiße Gustav wie so ein Eugen von vor 100 Jahren und schaue Fernsehen mit Werbeunterbrechung wie so ein Otto von vor 50 Jahren. Kein Wunder, dass ich keine Freunde hatte.

Ob Ruby auch nur eine Mutter hatte und keinen Vater? Ob

sie Netflix hatte und ein Smartphone? Und warum dachte ich jetzt an Ruby?

»Raus aus meinem Kopf!«, sagte ich laut. Ja, wirklich, auch wenn es peinlich ist. Wenn ich allein zu Hause bin, dann rede ich manchmal laut mit mir selbst. Danach klingt die Wohnung noch leerer, also ist das echt bescheuert. Trotzdem mache ich es.

Aber solange der Fernseher läuft, geht es, und meine Mama sagt meist nichts dagegen, weil sie weiß, dass ich mich oft allein fühle. Deswegen stellt sie mir ja auch Kakao auf die Heizung, macht mir mein Lieblingsessen und schreibt mir kleine Briefe. Und eine Schüssel mit Apfelschnitzen stellt sie mir immer auf meinen Schreibtisch, damit ich bei den Hausaufgaben etwas Gesundes esse. Meine Mutter ist Krankenschwester und kennt sich mit gesunden Sachen aus.

Ich hatte schon längst die Pizza verdrückt, alle Apfelschnitze gegessen, den Kakao getrunken, Hausaufgaben gemacht und *Dragonball Z* rechtzeitig ausgeschaltet, bevor meine Mama nach Hause kam. Sie sollte nicht denken, dass ich den ganzen Nachmittag vorm Fernseher gegessen hatte. Hatte ich auch nicht. Ich hatte auch einen Fantasy-Roman über einen Hexer und eine Königstochter weitergelesen, drei Spiegeleier gebraten, weil ich schon wieder Hunger hatte, und mit meinem Hanbo auf den Boxsack eingedroschen. Für alle, die es nicht wissen: Ein Hanbo ist ein japanischer Schlagstock. Mit dem kämpft man zum Beispiel beim Ninjutsu.

In meiner Klasse spielen alle Jungs Fußball, aber für Bälle hab ich kein Talent. Ich trete dagegen oder werfe und will das

Tor oder den Korb vor mir treffen und treffe grundsätzlich drei Meter daneben. Immer. Das ist Gesetz, seit ich im Kindergarten einer Erzieherin Nasenbluten beschert hatte, dabei wollte ich eigentlich Nicos Kopf treffen. Der hatte behauptet, er könnte den Ball zu Lea köppen. Konnte er nicht, weil ich den Ball drei Meter neben ihn gegen die Nase der Erzieherin gekickt hatte.

Ich hab mir dann etwas ganz anderes ausgesucht. Ninjutsu, den Kampfsport der Ninjas. Klang cool, dachte ich. Das war vor drei Jahren, da war ich acht und in der dritten Klasse. Ich finde es immer noch cool, aber die Jungs in meiner Klasse nicht. Die reden immer nur vom FC Bayern oder Dynamo Dresden und mir ist alles mit Bällen egal. Nur mit Wilhelm konnte ich über Stockkampf und Handkantenschläge reden. Der machte Karate, hatte also Ahnung. Aber Wilhelm war ja nicht mehr da.

Unsere Wohnungstür war dünn, ich hörte den Schlüssel schon klappern, bevor meine Mama ihn ins Schloss gesteckt hatte. »Hallo, Gustav, wie geht's dir?«, rief sie, noch bevor sie die Tür zudrückte.

»Gu-huut!«, rief ich aus meinem Zimmer. Ich hörte, wie sie im Flur den Schlüssel auf die Kommode legte, die Schuhe abstreifte, die Jacke aufhängte und zu mir kam. Dann stand sie in der Tür. Die schwarzen Haare hatte sie in einen strengen Pferdeschwanz nach hinten gebunden, sie glänzten vom Regen, unter den Augen lagen dunkle Halbmonde. Sie sah müde aus. Die Spätschicht war die zweitschwerste Schicht für sie, das wusste ich. Schlimmer noch war die Nachtschicht,

dann fiel sie ins Bett, sobald sie mein Frühstück vorbereitet hatte, und schlief bis in den Nachmittag. Das waren die Tage, an denen ich mir selber Mittagessen kochte, meistens Nudeln oder Spiegeleier. Die Frühschicht mochte meine Mutter am liebsten. Da stand sie ganz früh auf, machte mein Frühstück, bereitete mein Mittagessen vor und kam am frühen Nachmittag meistens gut gelaunt nach Hause und brachte manchmal einen Kuchen aus dem Supermarkt fürs Kaffeetrinken mit. Die Frühschicht war auch meine Lieblingsschicht.

Meine Mama lächelte unter ihren Augenringen. »Wie war dein Tag?«

»Gut«, sagte ich noch mal.

»Erzähl mal ein bisschen. Was habt ihr heute in der Schule gemacht? Hat dir die Pizza geschmeckt? Wie war dein Nachmittag? Hast du Hausaufgaben gemacht?«

Ich konnte es nicht leiden, wenn sie mich mit Fragen bombardierte. Also verdrehte ich die Augen, seufzte laut und antwortete: »Nichts Besonderes, war lecker, war langweilig, hab ich gemacht.« Sie lachte. »Na gut, dann erzähl eben nichts. Gleich geht's ins Bett.«

Wann hörte sie endlich auf, mich um neun ins Bett zu schicken? Ich war schon elf! Ich seufzte laut. Aber das hörte meine Mutter nicht, sie hatte in der Küche schon den Wasserkocher angestellt.

## Gerettet

Die nächsten Wochen trotteten dahin, wie es Schulwochen am Jahresanfang so tun. Eisregen knallte gegen die Fenster des Klassenzimmers, drinnen surrten die Neonröhren so hoch, dass nur wir Kinder sie hören konnten, die Lehrer nicht. Es roch nach nassen Schuhen, nassen Haaren, nassen Jacken. Und als es draußen noch einmal schneite, rannte niemand mehr ans Fenster und schrie »Es schneit!«, wie wir es im Dezember beim ersten Schnee getan hatten. Wir starrten einfach weiter auf unsere Bücher mit dem Text über rhetorische Mittel und sehnten uns nach dem Schrillen der Schulglocke.

Ruby saß natürlich immer noch neben mir und machte mal wieder nicht mit. Sie ignorierte einfach alles und jeden. Nur bei den Tests schrieb sie mit und dafür konnte ich sie noch weniger leiden. Nicht, weil sie da mitschrieb, sondern weil sie es tatsächlich schaffte, eine Zwei zu schreiben, obwohl sie im Unterricht nur in ihr blödes Heft gekritzelt hatte. Im Moment malte sie komische Figuren, die aussahen wie muskulöse Steinhäufen und dornige Schlingpflanzen mit Augen. Ich musste gar nicht mehr zu ihr rüberschielen, sie malte jetzt ganz offen, ohne die komischen Bilder zu verdecken.

»... Hobby. Gustav, du bist der Erste. Am Montag geht es los«, sagte der Dobermann auf einmal.

Ich zuckte zusammen und blickte schnell nach vorn. Aber der Dobermann schaute schon gar nicht mehr zu mir, sondern redete jetzt von Schulen in der Antike und dass Jungen damals reden lernen mussten. Mädchen gingen in der Antike nicht in die Schule, das wusste ich. Aber warum mussten Jungen in der Schule reden lernen, das lernt man doch als Kleinkind von allein?

Und was hatte der Dobermann von mir gewollt?

»Hey, was soll ich am Montag machen?«, zischte ich zu Ruby hinüber. Aber – Überraschung – sie ignorierte mich.

»Zicke«, zischte ich hinterher.

»Depp«, murmelte sie.

»Hilf mir doch kurz, bei was bin ich der Erste?«

»Hör halt zu im Unterricht.«

»Sagt grad die Richtige.«

»Ruhe! Ihr könnt beide nach dem Unterricht hierbleiben, wenn ich noch einmal etwas von euch höre!«, brüllte der Dobermann plötzlich, und da zuckte auch Ruby kurz zusammen.

Ich hörte mir also sein Gelaber über antike Schulen weiter an. Da schob Ruby mir plötzlich einen Zettel über den Tisch. *Referat über dein Hobby. 7 Min. frei sprechen*, stand da.

*Danke*, kritzelte ich darunter.

Als die Stunde zu Ende war, stand Ruby sofort auf, stopfte schon im Gehen ihr Kritzelheft in den Rucksack und drängte sich zwischen den anderen hindurch zur Tür.

Immer noch eine komische Trulla. Aber immerhin hatte

sie mich davor gerettet, Luis oder Max fragen zu müssen. Die hätten mich erst einmal ausgelacht und mir dann vielleicht irgendeinen Scheiß erzählt. Und ich hätte dann am Montag ein Referat über Briefmarkensammlungen gehalten und alle hätten sich weggeschmissen vor Lachen und gedacht, das wäre mein Hobby.

Das war so typisch Dobermann. Am Freitag eine Hausaufgabe aufgeben, für die man sich das ganze Wochenende lang stresst.

Und das war so typisch ich, dass ausgerechnet ich der Erste war, der sein Referat halten musste.

Den ganzen Samstag überlegte ich, worüber ich reden sollte.

»Ich wünschte, ich hätte ein cooles Hobby. Tauchen oder Segelfliegen oder so«, murmelte ich. Wir saßen beim Abendessen. Mama hatte Sandwiches mit Schmelzkäse und Schinken im Sandwichtoaster gemacht, die mag ich am liebsten. Aber weil die nicht besonders gesund sind, hatte sie noch Paprika und Gurken aufgeschnitten, die ich auch essen musste, wegen der Vitamine und so.

»Ja, Tauchen fände ich auch spannend«, seufzte sie. »Aber Segelfliegen würde ich dir nie erlauben, selbst wenn wir genug Geld für teure Hobbys hätten. Nicht, dass du abstürzt.«

»Boah, Mama, man lernt doch da, wie man fliegt und eben nicht abstürzt.« Ich seufzte. »Luis erzählt bestimmt von seinen Motocross-Rennen und Max vom Fußball, und FIFA auf der Playstation darf er auch spielen.«

»Motocross ist auch gefährlich und Videospiele machen

dumm«, sagte meine Mutter nur. Manchmal wünschte ich, ich wäre kein Einzelkind. Dann würde sich meine Mama vielleicht nicht so viele Sorgen um mich machen, sondern könnte ihre Sorgen ein bisschen aufteilen.

»Dann erzähl doch vom Ninja-zo«, sagte sie gerade. »Das finden bestimmt alle in deiner Klasse toll.«

»Das heißt Ninjutsu«, sagte ich leicht genervt. Bei meinen Wettkämpfen war Mama zwar immer dabei, wenn sie nicht gerade arbeiten musste, trotzdem konnte sie den Sport immer noch nicht richtig aussprechen.

»Ich werde bestimmt nicht vorn an der Tafel in die Luft kicken«, murmelte ich.

»Aber du könntest Videos vom letzten Wettkampf zeigen, ich hab doch alles gefilmt.«

»Oh ...«, machte ich. Den letzten Wettkampf hatte ich gewonnen, gegen einen Typ, der einen halben Kopf größer war als ich. Das Video zu zeigen, wäre vielleicht nicht allzu peinlich.

Den Sonntag verbrachte ich damit, auf dem alten Laptop meiner Mutter meine Präsentation vorzubereiten, das Video in die Präsentation einzubauen und minutenlang zu warten, weil der Laptop mit den ganzen Daten überfordert war und sich aufgehängt hatte.

## Geschafft

Mein Herz hämmerte. Ich hasste Referate. Also, dann, wenn ich sie halten musste. Ich mochte es, wenn andere Referate hielten. Dann konnte ich vor mich hin starren und an etwas anderes denken, zum Beispiel wie ich Ariana mit Ninjutsu-Kicks vor Gangstern rettete oder so.

Nur wenn Ariana ein Referat hielt, hörte ich zu. Na ja, eigentlich hörte ich nicht wirklich zu, aber ich sah ihr zu. Ich konnte sie nämlich nicht richtig verstehen, weil mein Herz so laut schlug, dass es in meinen Ohren dröhnte und ich Angst hatte, die anderen würden es auch hören. Es war, als würde sich mein Blick in ihren langen Locken verfangen. Ich konnte nicht wegsehen. Nur wenn sie in meine Richtung sah, schaute ich schnell auf die Tischplatte. Aber nicht schnell genug. Ich bemerkte trotzdem noch, dass sie gar nicht richtig zu mir sah, sondern eher durch mich hindurch.

Aber das kannte ich schon. Ich war irgendwie unsichtbar. Außer ich tat etwas Doofes, dann bekamen es alle mit. So wie damals, als im Unterricht meine Trinkflasche umgekippt war und Apfelschorle über meine Hose verteilt hatte. Es sah aus, als hätte ich mir in die Hose gemacht. Und dann rief mich die Cornelius vor an die Tafel.

Jetzt wäre ich allerdings am liebsten wirklich unsichtbar.

Mein Herz hämmerte bis in meine Ohren. Aber nicht wegen Ariana, sondern wegen allen in der Klasse. 24 Augenpaare starrten mich an, weil ich jetzt gleich mein Referat halten sollte. Heute Morgen hatte ich noch überlegt, ob ich Bauchschmerzen haben könnte. Ich hatte sogar versucht, mir Übelkeit einzureden. Das gelang mir auch fast, denn vor Aufregung war mir tatsächlich ein bisschen schlecht. Aber meine Mutter wusste ja, dass ich heute das Referat halten musste. Und sie war Krankenschwester. Das war eine ziemlich schlechte Ausgangslage dafür, ihr eine Krankheit vorzuspielen.

Ich hatte auch keinen Unfall mit dem Fahrrad auf dem Weg zur Schule. Das hätte ich meiner Mutter sowieso nicht antun wollen, aber so einen Vormittag im Krankenhaus mit Verdacht auf Gehirnerschütterung hätte ich allemal dem vorgezogen, was mir jetzt bevorstand.

»Ja, also, äh ...«, fing ich an. Der perfekte Einstieg in einen Vortrag. Natürlich nicht. »Ich erzähle euch heute was über Ninjutsu.«

»Gesundheit!«, brüllte Metin dazwischen. Ein paar der anderen kicherten.

»Ruhe!«, bellte der Dobermann.

Ich stammelte mich weiter durch mein Referat. Immer mal wieder gähnte jemand, die meisten starrten ins Leere oder aus dem Fenster. Einige tuschelten und ich ging natürlich davon aus, dass sie über mich lästerten. Ich hielt mich an meinen Notizzetteln fest und achtete so gut ich konnte darauf, dass sie in meinen Händen nicht zu sehr zitterten.

Meistens las ich ab, auch wenn ich wusste, dass der Dobermann mir dafür maximal eine Vier geben würde. Er erwartete, dass wir möglichst frei redeten und immer mal ins Publikum schauten. Das tat ich zwischendurch sogar. Einmal erschrak ich dabei und vergaß für einen Moment, wovon ich gerade redete.

Ich erschrak, weil Ruby mich ansah. Ruby, die selbst im Unterricht vom Dobermann, unserem strengsten Lehrer, nie zuhörte und schon gar nicht mitmachte. Mir hörte sie jetzt zu und sah mich sogar an! Da zitterten die Notizzettel in meinen Händen dann noch etwas mehr.

Aber nun wollte ich endlich das Video von meinem letzten Wettkampf vorführen, in dem ich meinen Gegner mit einem saftigen Morote-seoi-nage, einem beidhändigen Schulterwurf, auf den Rücken legte.

Da schauten nun endlich alle wieder nach vorn. Auf das Whiteboard, auf dem eine vergangene Version von mir den perfekten Zweikampf hinlegte.

Und als der Film fertig war, gab es tatsächlich Applaus. Sogar von Ariana! Von Ruby natürlich nicht, aber sie sah mich weiter nachdenklich an.

Warum auch immer.

Ich badete in dem spärlichen Applaus. Aber der Dobermann, der jetzt meinen Auftritt zerpfückte, verpasste mir sofort eine kalte Dusche: »Das war vielleicht ein guter Auftritt in deinem Video, aber ein gerade mal ausreichender Auftritt in meinem Unterricht«, sagte er und gab mir, wie erwartet, eine Vier.

Doch das alles – die Vier, das Kichern, den Applaus –, alles das vergaß ich, kurz nachdem das Klingeln die Deutschstunde beendet hatte. Denn da geschah etwas, womit ich nie gerechnet hätte.

Ruby redete mit mir.

## Gefragt

»Hey, das war echt interessant«, sagte sie allen Ernstes und strich sich dabei über ihre zottelig kurzen Haare. »Ich wusste gar nicht, dass du Kampfsport machst.«

»Ääh«, stammelte ich. »Ja, mach ich.« Okay, das wusste sie schon. »Also, seit drei Jahren.« Das hatte ich im Referat auch schon erzählt. »Ähm ... du auch?«

Fragen zeigen Interesse und dienen dazu, ein Gespräch voranzubringen, hatte der Dobermann mal in einem seiner Vorträge über gute Redekunst erzählt. Warum fiel mir das denn jetzt ein?

»Nein«, antwortete sie knapp. »Spielst du auch Videospiele?«, fragte sie dann. Einfach so. Wo war da jetzt der Zusammenhang?

»Klar, manchmal«, sagte ich großspurig. Was meine Mutter nämlich lange Zeit nicht wusste, war, dass Wilhelm sich heimlich *Fortnite* auf seinen Laptop geladen hatte. Irgendwann flog das auf, seine Mutter erwischte ihn und rückte seinen Laptop seitdem nur noch für Schularbeiten raus. Wilhelm und ich hatten beide nicht nur Vornamen von vor hundert Jahren, sondern auch Eltern mit einer Angst vor Computerspielen, die auch ins vergangene Jahrtausend gehörte.

Jedenfalls war mein »Klar, manchmal« nicht gelogen.

»Ah, cool«, sagte Ruby. »Und was spielst du so?«

»Ääh, Fortnite?« Dass meine Antwort wie eine Frage klang, fiel mir zwar sofort auf, aber Ruby schien sich nicht daran zu stören.

»Also Ego-Shooter und so?«

»Ja, so was.«

»Okay.« Sie schien zu überlegen. »Kannst du mal zu mir kommen und mir bei Mathe helfen?«, fragte sie dann.

»Äähäh ...« Ich war zwar nicht schlecht in Mathe, aber auch nicht besonders gut. »Ja, klar. Also, ich kann es versuchen.«

»Gut, morgen Nachmittag? Um drei?«

»Ja, okay«, sagte ich und plötzlich schien sie es eilig zu haben. Sie griff nach ihrem Rucksack, warf mir ein kurzes »Okay, tschüss« zu und stürmte aus dem fast leeren Klassenzimmer. Ich starrte ihr hinterher.

»Uuuh, Gusti«, rief Max. Ausgerechnet er hatte Tafeldienst und war noch da. »Ist die Neue jetzt deine Freeeeundin?«, fragte er und grinste breit. Ich ignorierte ihn, was noch nie geholfen hatte, aber mir fiel nichts Besseres ein.

Dann stopfte ich meine Sachen in meinen Ranzen und warf ihn mir über die Schulter, während Max weiter blöde Kommentare abließ. Am liebsten hätte ich ihm den Tafelschwamm in den Hals gestopft. Stattdessen lief ich schnell aus dem Raum.

»Renn, dann holst du sie noch ein!«, rief mir Max lachend hinterher.

## Bereit

Ich dachte erst, ich hätte mich in der Adresse geirrt. Konnte nicht sein, dass Ruby hier wohnte. Ich hatte überhaupt nicht gewusst, dass in der Nähe unserer Schule solche Häuser standen. Es gab eine breite Eingangstür, eine kleine Treppe davor, zwei Stockwerke, viele Fenster und über und unter den Fenstern stand etwas hervor mit Schnörkeln und Mustern. Das Dach selber hatte noch kleine Dächer obendrauf. Es sah alles sehr schick aus. Der Platz vor dem Haus war mit roten und sandfarbenen Steinen gepflastert, auf denen ich jetzt mit meinem Fahrrad stand und mich nicht traute zu klingeln.

Wenn Rubys Eltern so reich waren, warum ging sie dann auf unsere Schule? Gehen reiche Kinder nicht auf Privatschulen und werden von Chauffeuren rumgefahren? Ruby fuhr ein verbeultes Mountainbike. An dem erkannte ich, dass ich mich nicht in der Adresse geirrt hatte, denn es lag wie hingeschmissen direkt vor der großen Eingangstür.

Die Turmuhr unserer Kleinstadtkirche läutete weit entfernt, drei Mal. Na los, ich konnte ja nicht ewig hier rumstehen. Ich atmete noch einmal tief ein, so wie mein Trainer es mir vor meinem ersten Wettkampf beigebracht hatte. Einatmen, nicht mehr nachdenken, langsam ausatmen und währenddessen schon losgehen.

Ich schob mein Rad bis zur Haustür, stellte es neben Rubys Rad und drückte auf den goldenen runden Klingelknopf. Es gongte. Der Ton hallte hinter der Haustür. Er klang irgendwie elegant.

Wenn man vor unserer Wohnungstür steht und klingelt, klingt es wie ein wütendes Kreischen. Und man hört sofort, wenn drinnen jemand näher kommt und gleich die Tür öffnet. Rubys Haustür ging einfach auf, ich hatte gar keine Schritte gehört, gar nichts. Ich hätte fast erwartet, dass ein Butler öffnet oder so, aber es war Ruby selber.

»Hallo, schön, dass du da bist«, sagte sie und strich sich wieder über die kurzen Haare. »Komm rein.«

Das klang so erwachsen, so förmlich.

»Ja, hallo«, sagte ich.

Sie führte mich durch einen großen Eingangsraum mit Garderobe, wo ich Schuhe und Jacke auszog. Die Jacke nahm sie mir ab und hängte sie auf. Dann gingen wir ins Wohnzimmer. Auf einem großen, weißen Sofa lag eine Frau mit blonden langen Haaren und wischte über ihr Handy.

»Mama, das ist Gustav, er hilft mir bei Mathe«, sagte Ruby knapp.

»Gut, viel Spaß«, sagte Rubys Mutter, schaute dabei kurz auf und gleich wieder auf ihr Handy. Ich hatte nicht das Gefühl, dass sie mich wirklich wahrgenommen hatte.

Dann führte Ruby mich eine breite hölzerne Treppe mit geschwungenem Geländer hinauf, in einen langen Flur und in ihr Zimmer.

Das Gerät war gleich das erste, was ich sah, als wir eintraten.

»Megakrass!«, flüsterte ich, nicht weil wir hätten leise sein müssen, sondern weil es mich komplett umhaute, was da auf Rubys Schreibtisch lag.

Auf meinem Schreibtisch liegt der alte Laptop meiner Mutter, den sie mir im letzten Schuljahr gegeben hat. Wir sollten als Hausaufgabe eine Präsentation über die Tiefsee machen, mit Internetrecherche und allem. Da hatte sie endlich eingesehen, dass ich so etwas wie einen eigenen Computer brauchte. Erst hatte ich mich darüber gefreut, aber dann habe ich das Ding seit der Präsentation über Glaskopf- und Anglerfische kaum noch aufgeklappt. Seit ich festgestellt hatte, dass ich darauf kein *Minecraft* spielen konnte, weil die Grafikkarte nichts, aber auch gar nichts drauf hatte und ständig abgekackt ist, auch wenn ich das nicht sagen darf. Also, »abgekackt«.

Auf Rubys Schreibtisch stand ein neuer Laptop. Und daneben dieses Ding, das ich schon mal im Fernsehen in der Werbung gesehen hatte und bei dessen Anblick die Grafikkarte in meinem Laptop wahrscheinlich anstandslos explodiert wäre. Auf Rubys Schreibtisch lag eine VR-Brille. Nein, nicht eine – zwei! Sie waren schwarz, und auf der Seite stand in grellgrüner Schrift *TripleM*.

»Boah!«, sagte ich dann und näherte mich ehrfurchtsvoll Rubys Schreibtisch. »Nice! Wofür sind die? Guckst du damit was? Oder zockst du damit?« Am liebsten hätte ich gleich noch gefragt: »Kann ich auch mal?« Aber das traute ich mich nicht.

»Ich zocke«, antwortete Ruby, aber es klang irgendwie zögernd.

»Krass! Was denn? Kenn ich vielleicht!«

Kannte ich natürlich auf keinen Fall.

»Kennst du nicht«, sagte Ruby.

Das ärgerte mich. Konnte sie doch gar nicht wissen, dass ich keine Ahnung hatte.

»Wie heißt es denn?« hakte ich nach.

Sie ging zu ihrem Schreibtisch, nahm eine der VR-Brillen in die Hand und nestelte an den Bändern herum.

»Also«, begann sie, »das Spiel heißt *Deepworld*.«

»Ah«, machte ich und wollte es so klingen lassen, als hätte ich schon einmal davon gehört. »Ein, äh, Shooter, oder?« Ich riet jetzt einfach mal.

»Eher ein Online-Rollenspiel. Man muss sich durch eine riesige Welt kämpfen und so.«

»Also kein Shooter?«

»Man schießt halt nicht nur, geht aber auch.«

»Okay, ist ja auch egal«, sagte ich. Denn warum darüber reden, ich wollte es spielen! Also fragte ich: »Na ja, kann ich es mal spielen?«

»Ja«, sagte Ruby, aber sie klang wieder zögerlich und ich spürte, wie mein Herz schneller klopfte und es in meinen Ohren rauschte. Wieso zeigte sie mir erst so ein krasses Teil, nur um dann so rumzustammeln? Sie musste doch wissen, dass ich das mal ausprobieren wollte, absolut jeder würde das wollen. Mathe konnten wir auch später noch üben.

»Du darfst aber niemand davon erzählen«, sagte sie dann und ich lachte laut auf. Wem sollte ich denn davon erzählen, dass ich bei Ruby ein Online-Spiel gespielt hatte, statt Schul-

aufgaben zu machen? Meiner Mutter? Damit sie Rubys Eltern anrief und ihnen erklärte, dass Videospiele schädlich für die Entwicklung sind?

»Nee, ich sag niemand was«, antwortete ich.

Da endlich reichte Ruby mir die Brille, die sie schon in der Hand hielt, und drückte auf einen Knopf an ihrem Laptop, der sofort grün aufleuchtete.

Ich zog die Bänder über meinen Kopf und drückte die Brille vor meine Augen.

Sie war überraschend leicht und schmiegte sich angenehm kühl an meinen Kopf. Im Inneren der Brille leuchtete ein kleiner Bildschirm auf. Ich hörte Ruby vor mir auf dem Laptop rumklicken, dann erschien auf dem kleinen Bildschirm im Inneren der Brille, wie aus weiter Ferne, ein Schriftzug.

Knallgrün war er und näherte sich langsam, sodass ich ihn einen Augenblick später entziffern konnte.

*Willkommen in Deepworld* stand da. Ich drehte leicht den Kopf, doch der Schriftzug blieb an seinem Platz, ungefähr da, wo vor mir der Laptop stand. Er rutschte also etwas aus meinem Blickfeld heraus. An der Seite war der Bildschirm in der Brille wieder schwarz.

Ich hörte, wie sich Ruby mir näherte. »Nicht wundern, ich schnalle dir jetzt die Sensoren um«, sagte sie und legte mir gleichzeitig etwas um den Oberarm. Etwas wie eine Blutdruckmanschette, nur dass sich das Ding nicht aufblies und mir die Blutzufuhr abschnürte. Um den anderen Oberarm legte sie auch so eine Manschette und dann je eine um meine Oberschenkel. Gerade wollte ich fragen, wofür das gut sein

sollte, da erklärte sie schon: »Die Sensoren merken, wie du dich bewegen willst, und übertragen das ins Spiel. Du musst zum Beispiel nur daran denken, dass du vorwärtsläufst, dann läufst du auch im Spiel vorwärts, kapiert?«

»Okay, check«, sagte ich nur. Ich wollte endlich anfangen! Dann drückte sie mir etwas in die Hand, das sich wie ein Stab anfühlte, ein bisschen wie mein Hanbo, aber kaum länger als meine Faust. »Das ist der Fight-Controller. Steck ihn in die Hosentasche. Wenn du im Spiel eine Waffe oder so was bekommst, holst du ihn einfach raus und benutzt ihn.«

»Okay.«

»Ich geb dir jetzt noch ein Headset mit Mikro, damit kannst du dich im Spiel unterhalten.«

»So echt, mit anderen Leuten im Spiel?«, fragte ich und dachte gleich, dass das wahrscheinlich ziemlich dumm klang. Mit wem sollte man sonst in einem Online-Spiel reden?

»Na, vor allem mit NPC«, antwortete Ruby, und bevor ich fertig überlegt hatte, ob ich fragen sollte, was das ist, sagte sie schon: »Non Player Characters, also Figuren im Spiel, die nicht von Menschen gespielt werden.«

»Weiß ich doch«, murmelte ich.

»Okay, ich starte jetzt«, sagte sie, klickte wieder irgendwo hin und der Schriftzug vor meinen Augen löste sich im Dunkelgrauen auf.

Dann erschien eine Figur vor mir und eine Mikrosekunde lang wurde mir eiskalt. Die Figur war ein Junge. Er hatte kurze braune Haare und braune Augen wie ich, war dürr wie ich, trug einen dunkelblauen Pulli und Jeans, wie ich sie

gern trage. Er sah genauso aus wie ich. Und das gefiel mir nicht.

Ich gefiel mir nicht. Vor allem meine Ohren nervten mich total, die waren richtige Segelohren. Und wenn mir etwas peinlich war, wurden sie auch noch rot!

»Du kannst jetzt aussuchen, wie dein Avatar aussehen soll«, sagte Ruby neben mir. Sie erklärte noch, dass ich dafür nur durch die Luft wischen müsste, weil die Manschetten an meinen Oberarmen meine Bewegungen registrierten, aber ich hörte gar nicht mehr richtig zu und probierte einfach herum. Ich konnte die Haarfarbe und die Frisur ändern (lange blau schimmernde Haare), das Gesicht (die Augen ein bisschen größer, die Nase kleiner, die Ohren angelegt), die Körperform (etwas größer und auf jeden Fall muskulöser) und die Klamotten (braune Lederrüstung mit schwarzen Nieten und dunkelrote Stiefel).

Mehr Auswahl gab es nicht. Aber das war mir nicht wichtig, ich wollte ja endlich spielen. »Ich bin bereit«, sagte ich deswegen. »Lass uns loslegen.«